

Kameraden, die mich in meinen Träumen rufen, das war nicht ich, der in langen Nächten wartete, dass sie mich auch holen, nicht ich werde bis heute von Alpträumen und Schlaflosigkeit gequält. Nur manchmal habe ich das unbestimmte Gefühl, dass es doch ich war, dem das alles widerfahren ist, aber im Übrigen, Herr Doktor, ist alles gut, ja sogar bestens."

Anscheinend verstand der Arzt endlich mein Verhalten. Verstand es und äußerte seine Unzufriedenheit damit. „Sie wollen, dass ich die Maske von Ironie und Sorglosigkeit ablege?“, fragte ich ihn. „Aber ich will nicht! Das ist mein letzter Schutz. Ein zerbrechlicher zwar, aber das ist alles, was mir geblieben ist. Was bieten Sie mir als Ersatz? Nichts! Dann soll doch jeder tun, wie er glaubt!“ Ich stand auf und ging zur Tür.

Im Gebäude Nummer fünf, in dem ich jetzt untergebracht war, erwarteten mich meine Freunde. Jeder von ihnen hatte seine eigene Geschichte, aber das Gemeinsame überwog. Usman, Ramsan, Isa, Ibrahim, Hussein, Schamalai, Raschid, Anzor, Wacha und die anderen – meine neuen Freunde waren das Wichtigste, was ich hier hatte. Überreste der erschossenen Generation. Diejenigen, die gedacht hatten, dass sie sich eisern halten würden, aber die es dann schon vor langer Zeit vom festen Ufer fortgetragen hatte.

Das Schicksal vereinte uns in der Fremde, und wir, die einzeln Gejagten, wussten: Gemeinsam sind wir stark. Mag sein, dass wir, die wir durchs Feuer gegangen waren, manchmal auf andere hinabsahen. Wir verziehen keine Kränkung und bestrafen die, die uns kränkten, und oft war ein solches Verhalten die einzige uns zur Verfügung stehende Form des Protestes. Wir konnten nicht anders. Wir kommen aus einer Welt, in der Gutes mit Gutem vergolten wird und ein Schlag mit einem Schlag. Das ist die wichtigste Regel. Wir kannten keine andere. Wir hatten zwar unsere

Heimat verlassen, aber dem Krieg waren wir nicht entkommen. Wir waren noch mitten drin, und unsere Kameradschaft ähnelte der Kameradschaft an der Front. Das sind vielleicht große Worte, aber ich will einfach sagen, dass manchmal der Kameradschaftsgeist das Quäntchen ist, das einen Menschen vorwärts bringt.

Ich könnte lange über Geschichten von Asylanter, ihre Tragödien erzählen. Ich könnte lange über die Gefängnisse an den Grenzen sprechen, über betrügerische Schlepper, darüber, wie Menschen auf Bahnhöfen und unter Brücken leben, darüber, wie schwangere Frauen die Oder durchqueren, darüber, wie seelenlose Beamte eine Familie mit einem Neugeborenen abschieben, darüber, wie Polizisten in Tschechien einen einbeinigen jungen Asylanter verprügeln, darüber, wie ein taubstummes Mädchen mit ihrer Mutter taubstummie, die zu Hause zurückgeblieben war. Das Leben der meisten ist für immer entstellt, ihre Gesichter sind müde und traurig. Sie streben wohin, suchen ihren Platz auf diesem riesigen Planeten, suchen Halt, ertragen die Entbehrenungen in der Hoffnung, dass wenigstens ihre Kinder eine Zukunft haben werden. Sie versuchen für sich noch einmal die Welt aufzubauen, die zerstört und zertrampelt wurde.

In der Wiener U-Bahn kam ein Landsmann mit klarem Gesichtsausdruck und den gütigsten und traurigsten Augen, die ich jemals gesehen hatte, auf mich zu. Er erzählte mir seine Geschichte. Sie war typisch. Er war in Belgien gewesen, wo er von seiner Familie getrennt und nach Österreich gebracht worden war. Hier saß er fünf Monate in Haft, und nun lebte er ohne Familie, ohne Rechte und ohne Geld in einer Unterkunft des Roten Kreuzes. In seinen demütigen Augen war nicht die Spur einer Anklage. Er war einer dieser Ergebenen, die alles als Gnade Gottes akzeptieren. Ich hörte ihm zu und dachte: „Nicht hier ist dein Platz. Nicht hier in dieser Unterkunft solltest du leben, sondern dort, in deinem Bergdorf, deinem verlassenen Haus, zwischen deinen Kindern, von denen du getrennt worden bist. Sie haben dich deiner Wurzeln beraubt, mein Bruder, du gleichst einem gefällten Baum, und deine Augen sind voll Trauer.“ Die Nacht brach herein, und ich würde meinen letzten Zug verpassen, doch ich blieb. Ich hörte ihn bis zum

Ende an, danach trennten wir uns. Einsam ging er in seine Unterkunft, und ich wanderte in der kalten, windigen Nacht bis zum Tagesanbruch in Wien umher.

An diesem Morgen waren es acht Monate, dass ich von zu Hause fortgegangen war. Beim Waschen schaute ich lange in den Spiegel. Ich war abgemagert, mein Blick trübe, unter den Augen lagen Schatten, und vor allem hatten sich dicke graue Strähnen in mein Haar gemischt. Die Reise hatte mich müde gemacht. Ich bin erschöpft. Ich bin es leid, einen Hafen zu suchen. Ich wollte wieder leben lernen und startete meine Versuche mit der Jagd nach weltlichen Genüssen. Das war ein Fehler. Kampf. Mein ganzes kurzes Leben war ein Kampf. Kampf ums Essen, um die Existenz, um mich selbst, um meine Lieben.

Bewusst wurde mir das, noch bevor es losging, in der beginnenden Jugend. Ich erinnere mich daran, als ob es heute wäre – das Erkennen des bevorstehenden Kampfes deprimierte mich. Ich wollte nicht so leben, aber ich wusste nicht, wie man anders lebt. Ich weiß es bis jetzt nicht. Ich bin aus der Welt des Radaus in eine Welt der Gemütlichkeit gekommen. Das Leben um mich herum gleicht einer schönen Dekoration, und ich weiß nicht, wie man in dieser bunten Stille leben soll. Mir scheint, dass ich nicht ohne das Leben kann, vor dem ich geflohen bin – ohne Kampf, ohne Gefahr, ohne Anarchie, ohne Chaos.

In Europa haben sich für mich die Grenzen von Gut und Böse verwischt. Ich weiß nicht, wie das passiert ist. Das Gute ist einfach nicht mehr länger gut und das Böse nicht mehr länger böse. Ich habe angefangen, meine Prinzipien aufzugeben. Irgendwann stand ich an der Schwelle einer geistigen Katastrophe. Ich bemerkte hatte ich mich darauf eingestellt, mir untreu zu werden, mich zu verraten. Ich mutmaste gequält, wie es dazu kommen konnte, und fand nur eine Erklärung: Ich habe

meine Heimat verlassen, habe meine Wurzeln durchtrennt, ich habe das Umfeld verloren, das mich genährt hat. Nur dort, nur dort konnte ich ich selbst sein, dort erstreckte sich zwischen Gut und Böse ein tiefer Abgrund, und ich konnte sicher sein, dass es mich nicht auf die andere Seite verschiebt. Nur dort sah ich den Sinn von Opferbereitschaft, Prinzipien, Moral. Ich begriff, dass ich zurückkehren musste. Zurückkehren trotz allem, trotz allem, was mich dort erwartete.

Der Weg nach Europa ist nicht einfach, aber einen Weg zurück gibt es überhaupt nicht. Während sich die Bürger jedes anderen Landes an ihre Botschaft wenden und innerhalb weniger Tage heimkehren können, haben wir diese Möglichkeit nicht. Hier lassen sie uns nicht frei, dort werden wir nicht aufgenommen. Aber nichtsdestotrotz werde ich zurückkehren, sobald die Zeit kommt.

Es soll nur jemand glauben, ich hätte keine Heimat! Ich habe eine. Ich habe eine, und heute bitte ich um Vergebung dafür, dass ich sie verlassen habe. Ich bringe etwas mit. Ich bin geduldiger geworden und weiser, vielleicht. Ich habe mir diese üble Mischung aus dem Kopf geschlagen und betrachte die Welt mit klaren Augen. Europa hat mich geheilt. Ich habe gelernt, gegen meine Wünsche anzukämpfen.

An dieser Stelle endet meine Erzählung, nicht jedoch meine Geschichte. An einem nasskalten Tag kurz vor Neujahr fand ich mich erneut auf der Straße wieder. Am Abend zuvor war ich in der Kantine an einer kleineren Auseinandersetzung beteiligt gewesen. Die ganze Nacht hatten mich die Gardarmen mit Hunden gesucht und am Morgen in der Dusche gefunden. Sie gaben mir zwei Minuten zum Packen und brachten mich aus dem Lager fort. Der Morgen war finster, es fiel nasser Schnee. Ich stand eine Weile an der Mauer und ging dann Richtung Bahnhof.

Murat Baschirow – der Name ist ein Pseudonym – ist 29 Jahre alt und hat in Tschechien ein Ökonomiestudium abgeschlossen. Seine Texte wurden in tschechischen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht, er ist Autor von zwei Büchern. Sein „Spectrum“-Beitrag wurde von Katharina Reul und Karin Seiner aus dem Russischen übersetzt.

Zur Debatte um das NS-Verbotsgesetz: Der Dummsteller, eine Replik auf Alfred J. Nolls „Die Abschaffer“.

Von Christian Fleck

Noll ist kein dummer Mensch, aber...

Alfred Noll polemisierte im „Spectrum“ vom vorigen Wochenende („Die Abschaffer“) gegen jene, die er verdächtigt, der Abschaffung des NS-Verbotsgesetzes das Wort zu reden. Noll ist kein dummer Mensch, umso ärgerlicher, dass er sich dumm stellt. Um des billigen Effekts willen schwadroniert er über allerhand und ermahnt die von ihm entdeckte kriminelle Vereinigung „Die Abschaffer“, ihr rechtsbrecherisches Tun bleiben zu lassen. Das einzige, worauf er kein Argument verschwendet, ist die Frage, warum Meinungen strafrechtlich verfolgt werden sollten.

1. Das Strafrecht dient der Abwehr unerwünschter und gefährlicher Handlungen. Als Nebeneffekt stellt sich ein Konsens unter den Rechtschaffenen darüber ein, wo die Grenze zwischen (noch) erlaubt und (schon) verboten verläuft. Wer diese Grenze übertritt und dabei erwischt wird, landet im Gefängnis oder zahlt eine Strafe. Urteil und Strafe sollen Delinquenten auf den Weg der Einkehr lenken und im günstigsten Fall resozialisieren. Wenn das nicht funktioniert, droht zumindest während der Verbüßung der Haft keine Wiederholung der Tat. Während Juristen Abschreckung potenzieller und bestrafung überführter Täter vor Augen haben, interessieren sich Soziologen für nicht-beabsichtigte Nebeneffekte.

2. Gesellschaften, die die Verfolgung und Verurteilung von Abweichenden funktional ausdifferenzieren, gewinnen auf der zivilisatorischen Dimension. Sie kühlen die Gemüter, da Neutrale urteilen und Opfer nicht Rache nehmen dürfen. Diese Professionalisierung des Strafens hat den Nebeneffekt, dass die Gesellschaft es sich erspart, sich mit der jeweils zugrunde liegenden Problematik auseinander zu setzen. Diese Arbeitsteilung entlässt im Fall der Gräuelt, die zwischen 1938 und 1945 geschahen, die gewöhnlichen Österreicher aus ihrer Verantwortung, was von ihnen mit einem vernünftigen Aufatmen quittiert wurde und wird. Wenn die Verbrechen der Nazis vor denselben Gerichten verhandelt werden, die auch für Hendldiebe und Gattinnenquälerei zuständig sind, dann banalisiert man den Holocaust allerdings weitaus mehr, als wenn dieser ein Problem bleibt, mit dem sich alle auseinander setzen müssen.

Richter folgen ihren eigenen Regeln. Vor einigen Jahren, als ein österreichischer Neonazi wegen desselben Delikts angeklagt war, dessentwegen David Irving im Februar vor Gericht stehen wird, gab das Gericht bei einem Professor für Zeitgeschichte ein Gutachten in Auftrag, um feststellen zu lassen, ob es in Auschwitz Gaskammern gegeben habe. Der Professor brauchte viele Monate, um das, was mittlerweile jedes Schulkind

weiß, festzustellen. – Ein Gesetz, das solches zulässt, ist kein kluges Gesetz.

3. Es zählt zu den fundamentalen Unterscheidungen moderner Gesellschaften, zwischen Handlung und Meinung zu differenzieren. Also: Jemanden zu ohrfeigen ist was anderes, als jemandem anzudrohen, ihn zu ohrfeigen, und es ist nochmals was anderes, wenn jemand nachher behauptet, es habe gar keine Ohrfeige gegeben. Letzteres ist eine Meinungsäußerung. Nur im Fall, dass es sich um die Leugnung der Nazi-Verbrechen handelt, wird sie als Delikt behandelt.

Wer behauptet, dass die Nazis keine Juden vergasten, sollte nicht mit Hendldieben auf eine Stufe gestellt werden, weil ihm fundamentale Fähigkeiten der Wahrnehmung vergangener Fakten fehlen. Kein Hendldieb käme auf die Idee, die Existenz der Hühner zu bestreiten. Wer die Nazi-Verbrechen leugnet, ist ein Narr und sonst nichts! David Irving ist ein besonders böswilliger Depp, weil er meint, in der Sprache der Geschichtswissenschaft seine Narreteien besser an den Mann bringen zu können. Aufgeklärte Antifaschisten fallen auf ihn herein, wenn sie ihn, nur weil er auch mit Worten hantiert, als Diskursteilnehmer behandeln, der der Lüge zu überführen sei – genau diese Arbeit aber an andere, nämlich die Gerichte delegieren.

4. Dem könnte man entgegenhalten, dass jemand wie Irving gefährlich sei. Zu meiner nicht unbeträchtlichen Überraschung teilen tatsächlich mehr Personen diese Auffassung, als ich jemals zu denken gewagt hätte. Noll ist einer davon. Ich habe keinen Grund, die Lauterkeit anderer zu bezweifeln, wohl aber erlaube ich mir, ihre Fähigkeit der Realitätswahrnehmung in Zweifel zu ziehen.

1992 fanden es einige durch und durch honorige Personen nötig, dem 1945 erlassenen Gesetz, das die Wiederbegründung der NSDAP verbot, einen Paragraphen hinzuzufügen, der die Leugnung des Holocaust unter Strafe stellt. Ein Rechtssystem blamiert sich, wenn es Unsinnigkeiten so behandelt, als enthielten sie irgendeinen Sinn. Die Leugnung von etwas, von dem wir alle wissen, dass es geschehen ist, ist Unsinn par excellence. Das Leugnen des Holocaust ist zweifellos besonders widerlich, dass es unserer Gemeinwesen gefährdet, bezweifle ich.

Das Verbotsgesetz in der ursprünglichen Version braucht nicht abgeschafft zu werden. Sollte es irgendwann einmal nötig sein, jemandem die Neugründung der NSDAP zu untersagen, kann es eine sinnvolle Aufgabe wahrnehmen. Manche glauben, vielleicht aus falschem Optimismus, dass das sehr unwahrscheinlich ist – ich bin einer von diesen. Der 1992 hinzugefügte neue Tatbestand der Leugnung der Nazi-Verbrechen ist hingegen entbehrlich und sollte gestrichen werden.

Kein Hendldieb käme auf die Idee, die Existenz der Hühner zu bestreiten. Wer die Nazi-Verbrechen leugnet, ist ein Narr und sonst nichts!

5. Es ist unbestreitbar, dass Verbotenes seine eigene Attraktivität hat. Sozial und weltanschaulich marginalisierte und an Protest Interessierte werden von solchen „satanischen Masken“ (H. G. Zilian) in besonderer Weise angezogen. Ihren fehlgeleiteten Protestimpuls bekämpft man besser – und sozial verträglicher – mit Argumenten als mit Strafen. Zu den unbestreitbaren Vorzügen einer liberalen Demokratie zählt, auch ihre Gegner so zu behandeln, als würden sie ernst zu nehmende Meinungen, halbwegs konsistente Überzeugungen äußern. Sich mit ihnen im Modus der politischen Argumentation auseinander zu setzen bedeutet, sich sicher zu sein, dass man die besseren Argumente auf seiner Seite weiß. Daraus folgt, dass man sich der Anstrengung unterziehen muss, ihnen auseinander zu setzen, wo und warum sie irren. Lügner können und sollen als das, was sie sind, bloßgestellt werden, damit sich das Publikum selbst eine Meinung bilden kann. Sich den Mühen der Demokratie und der Aufklärung zu entsagen, indem man Abwehler den Strafrichtern überantwortet, heiße, sich zu gut zu sein, diese Aufgabe ernsthaft zu übernehmen.

Christian Fleck



CHRISTIAN FLECK

Jahrgang 1954. Professor für Soziologie an der Universität Graz. Präsident der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie. Herausgeber der Bibliothek sozialwissenschaftlicher Emigranten.